

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 11

Artikel: Der Trester-Club : die Wahrheit über die Zürcher "Existenzialisten"
Autor: Zeier, Harro
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

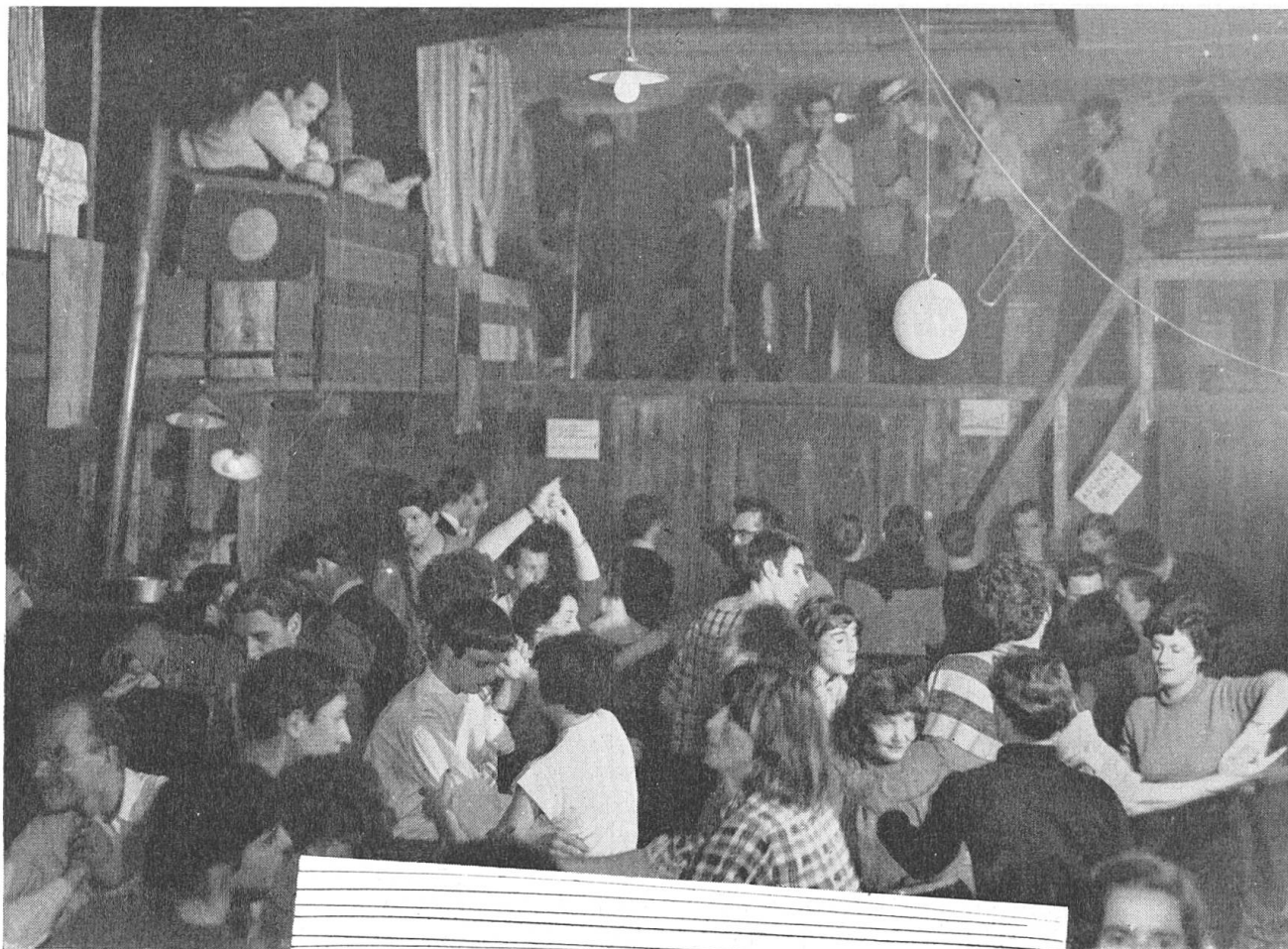
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Photographien
Hans F. Staub

Der Trester-Club

Die Wahrheit über die Zürcher "Existenzialisten"

VON HARRO ZEIER

SEIT vielen Wochen suchte ich krampfhaft nach einem Atelier. Da ich mich neben meinen lässig betriebenen nationalökonomischen Studien auch noch der sehr unökonomischen freien Malerei widme, war mein Zimmerchen von etwa 10 m² Größe zu klein geworden. Es bot kaum mehr Raum genug für meine Bibliothek. Dazu kam, daß ich mich kürzlich mit einer Kunstmalerin verheiratet hatte, die ihr Metier ausüben will. Als große Tierfreundin hatte meine Frau mir gleich fünf weiße Mäuse, eine Katze und einen Wellensittich mit in die Ehe

gebracht. Der letztere liebt es, frei im Zimmer herumzufliegen. Meine Frau meinte, er habe halt auch seine Gewohnheiten und das gute Recht, diese beizubehalten.

Nun, ich las, meine Frau malte, die Katze lauerte auf die weißen Mäuse, und der Wellensittich bearbeitete mit seinem scharfen Schnabel die Rücken meiner Bücher. Nein, so ging es einfach nicht mehr weiter.

Aber ich merkte bald, daß ich nicht der einzige war, der ein Atelier suchte, sondern bloß einer von hundert atelierlosen Zürcher Künstlern.

Wenn im Schweizer Spiegel ein Artikel über die Tätigkeit des Staatsanwaltes erscheint, ist der Verfasser ein Staatsanwalt. Wenn wir über den Liebesgabenschwindel berichten, erklärt uns ein Liebesgabenschwindler, wie der Dreh gemacht wird. Unser Grundsatz ist, an der Quelle zu schöpfen. In dieser Absicht geben wir dem Gastgeber und Gründer des «Trester-Clubs», von dem so viel geredet und geschrieben wurde, selbst das Wort, um unseren Lesern zu zeigen, wie er die Sache sieht.

F. H.

Es blieb mir also nur übrig, das zu tun, was alle andern auch tun, nämlich um 6 Uhr aufzustehen, das Tagblatt durchzublättern, einige Absagen einzuholen und gegen 9 Uhr zum Enttäuschungskaffee ins Café Select zu wandern. Das ging so einige Tage, dann fand ich *das* Atelier.

In einem idyllischen Hof der Zürcher Altstadt steht ein etwa 6 m hohes, 20 m langes und 10 m breites Gebäude. Seine versteckte Lage macht es besonders romantisch. Man erreicht es von der Münsterergasse Nr. 3, geht durch einen langen Gang und steigt dann 10 Tritte in den Hof hinunter. Dieser ist etwa 30 m² groß, wird von alten Mauern umrahmt, deren Verputz durch die Witterung abgebröckelt ist. In dem einstöckigen Gebäude zur rechten Seite war früher der Webesaal einer Posamentenfabrik untergebracht gewesen. Der erste Augenschein des Raumes enttäuschte mich. Sein Zustand war unglaublich. An zwei Stellen waren die Wände durchbrochen worden, weil beim Umzug die Webemaschinen nicht durch die Türe transportiert werden konnten. In der Mitte des Saales erhob sich ein gewaltiger Schutthaufen. Was an Platz übrigblieb, war mit alten Weberädern, Maschinen, Posamenteriewaren, Alteisen und Kisten verstellt. Das Gebäude sollte in drei Monaten abgebrochen werden. Davon hatte ich gehört. Deshalb war ich hergekommen, um mich zu erkundigen, ob es als Abbruchobjekt billig zu mieten sei. Aber lohnte es sich überhaupt, den Raum für diese kurze Zeit instand zu stellen? Die Vernunft sprach dagegen, der Saal mit seiner Galerie und dem neutralen Oberlicht dafür. In Gedanken sah ich schon auf der Empore unser Orchester bei einem Atelierfest spielen. Die Versuchung war zu groß, ich bewarb mich um

den Bau. Der Vermieter meinte, das Lokal sei absolut unbewohnbar und dessen Herrichtung für drei Monate viel zu kostspielig. Nach langem Verhandeln hatte ich trotzdem den Vertrag im Sack. Die Monatsmiete betrug 30 Franken.

Das war am 29. Dezember. Meine Frau hatte gerade Geburtstag, und ich wollte ihr ein Geschenk kaufen. Meine Barschaft hatte bis vor kurzem 93 Franken 95 Rappen betragen. Da ich aber die Miete für drei Monate gleich zum voraus bezahlen mußte, blieben mir für das Geburtstagsgeschenk und den Ausbau unseres Ateliers ganze 3 Franken 95 Rappen.

Nach dem Nachtessen machten sich meine Frau und ich nach unserm zukünftigen Atelier auf, um den Schutt aus dem Raum zu schaffen. Wir suchten im Hof, der völlig im Dunkeln lag, mit Streichhölzern nach etwas Schaukelartigem fast eine Stunde lang vergebens. Wir wollten es schon aufgeben, als wir auf ein altes Emailwaschbecken stießen. Mit diesem füllte nun meine Frau Kiste um Kiste, währenddessen ich die Steinblöcke hinaus-schleppte, mit denen der Schutt garniert war. Stunde um Stunde verstrich, der Schutt wollte nicht abnehmen. Wortlos arbeiteten wir nebeneinander. Wenn ich hin und wieder einen Steinblock zu unsanft auf den Haufen im Hof warf, öffnete sich irgendwo ein Fenster, und der Kopf eines Schlaftrunkenen erschien für einige Sekunden. Etwa um 11 Uhr rief einer wütend: «Was sind dänn das für verruckti Chaibe, z'mitzt i de Nacht no go schaffe! »

Der Rufer ließ sich wahrscheinlich nicht träumen, daß bald noch mehr so «verruckti Chaibe» die Nachbarschaft bevölkern würden.

Ein Fest und doch wieder keines!

Am andern Morgen, es war Samstag, machten wir uns an den Ausbau des Raumes. Mit zwei Franken Aktiven, die wir noch besaßen, war dies nicht so einfach. Doch nach einigen Überlegungen fiel mir die billigste Methode ein. In einer Altstoffhandlung wurden 6 Kilogramm alte Zeitungen geholt, Fischkleister bei einem Kollegen entlehnt, Nägel und Werkzeuge von zu Hause genommen. Bretter fanden sich im Hof und im Raum genug. Aus diesen sägte ich vier Wände und riegelte damit die beiden Mauerdurchbrüche ab. Über die Bretter klebte

ich Zeitungen, und schon war der Raum kunstgerecht abgedichtet.

Nach zwei weiteren arbeitsreichen Tagen konnten wir einziehen. Am Freitag, dem 5. Januar, wurde eingerichtet, und am Samstag konnte ich meine Staffelei zum erstenmal aufstellen. Ich freute mich schon, mit Malen zu beginnen, als plötzlich die Türe aufsprang und etwa 20 Selectianer (Stammgäste des Café Select), angeführt von einem meiner Freunde, hereinstürmten: « Du, könnten wir heute abend nicht mit dem Verstärker und Platten vorbeikommen, um ein kleines Festchen zu bauen? » Ich zögerte. Mußte das gerade heute sein? Gab es nicht zu viel Radau? Kamen nicht allzuviel Leute? Aber schließlich sagte ich zu, es war ja ohnehin gelegentlich eine Ateliereinweihung fällig.

Schon nach 20 Minuten rückte mein Freund samt Platten und Verstärker an. Das Gerücht von dem Festchen war sofort ins Café Select gedrungen und leider auch in Swingerlokale. Während wir noch auf der Galerie in der dort improvisierten Küche das Nachtmahl einnahmen, hatte sich das Atelier bereits mit über hundert Personen angefüllt. Vielleicht die Hälfte davon waren Künstler, die andern aber Swinger, die wir nach einem ihrer Stammcafés einfach das Türck-Volk nannten. Die Swinger, mit denen uns nur ganz Ahnungslose hie und da verwechseln, sind Leute, die so tun, als ob sie erfolgreiche Leute wären. Sie leben in einer Scheinwelt des gesellschaftlichen Erfolges als gerissene, elegante Weltmänner, während sie in Wirklichkeit wenig sind und ihr Leben zum Teil aus allerlei düsteren Geschäftchen bestreiten. Das Fest war im Nu im Gange. Es wurde getanzt, getrunken und gegrölt. Es war ein Fest und doch wieder keines. Das kam davon, daß die Gäste aus zwei ganz verschiedenen Gruppen zusammengesetzt waren, aus Künstlern und eben aus dem Türck-Volk. Bei letzteren hörte man häufig das in Swingerkreisen so beliebte: « Häsch öppe welle zünde? » (Suchst du etwa Streit?) Immer mußten die Unsern dazwischentreten, um Schlägereien zu vermeiden. Ich hatte trotzdem meinen Spaß. Es war schön, von der Galerie aus dem Wogen der tanzenden Masse zuzuschauen. Aber nach Mitternacht gab es alle Hände voll zu tun, um die Angetrunkenen in Schach zu halten. Im Hof draußen wurde gegrölt, in der Nachbarschaft flogen Fenster auf, Schimpfworte wurden gewechselt. Im Atelier selbst wurden

Bierflaschen zertrümmert, kurz, es begann ungemütlich zu werden. Mit Hilfe der Künstler brachten wir dann das Türck-Volk auf die Straße.

Ich hatte bei diesem Fest vieles gelernt. Es war mir klar: einmal Türck-Volk, nie mehr Türck-Volk. Man mußte dafür sorgen, daß bloß Leute aus unsern Kreisen Zutritt hatten. Im übrigen aber wußte ich nun, daß sich mein Atelier wie kein zweites für Kellerfeste eignete. Die Kellerfeste waren nichts Neues. Es bestehen in Zürich seit Jahren Amateurorchester, deren Mitglieder zur Hauptsache Künstler und unkonventionelle Studenten sind. Da war die « New Orleans Formation », die « Prof. Big's Trester Seven », die « Dixieland Croup », die « New Orleans hot five » und « The three professors ». Wurde irgendwo ein Atelierfest abgehalten, dann ging dies nicht ohne eines dieser Orchester. Es gab auch besondere Keller, in denen man während der Woche üben oder, wenn ein Fest gegeben wurde, tanzen konnte, wie man gerade wollte. Als Lokalität hatten häufig Luftschutzkeller gedient. Der letzte war eben wegen Nachtruhestörung hochgegangen. Meine Frau und ich fanden nicht lange Zeit, uns unsern Gedanken hinzugeben. Als ich am Sonntag um 9 Uhr morgens mit Aufräumen beschäftigt war — es lag gewiß 1 m³ Festschutt herum — klopfte es bereits an die Türe. Ich öffnete, und herein traten etwa 30 Personen, die ich in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Alle schüttelten mir die Hände und grüßten mich mit meinem Vornamen. Es stellte sich heraus, daß einer dieser dreißig am Vorabend an unserm Fest dabei gewesen war und dieser seinem Bruder, jener seinem Kollegen davon erzählt hatte. Kaum waren die dreißig Besucher fort, kamen schon wieder Leute, die ich ebensowenig kannte.

Daraufhin klopfte es in Abständen von einigen Minuten immer aufs neue. Bis gegen Abend kamen und gingen zwischen vier- und fünfhundert Personen. Alle wollten mich kennen, alle das nächste Fest besuchen, alle gaben vor, Künstler oder wenigstens Freunde der Künstler zu sein. Ich hätte nie geglaubt, daß sich Mundpropaganda so schnell auswirken kann.

In einer Stunde stieg die Atmosphäre auf toll

Ich wußte nun, daß ich es in der Hand hatte, ohne großen Kraftaufwand eine große Sache

aufzuziehen. Allerdings nur, wenn meine Frau und ich bereit waren, für drei Monate auf unsere Arbeit und unser Privatleben zu verzichten. Ließ sich das verantworten? Es schien mir nach den Erfahrungen vom Vortag, daß ich in dieser kurzen Zeit im Verkehr mit Hunderten von Leuten mehr Menschenkenntnis erwerben könne als in 10 Semestern an der philosophischen Fakultät. So rief ich auf den nächsten Samstag, den 13. Januar, «Professor Big's Trester Seven» zu einer Jam-Session zusammen. Zwei starke Burschen, denen ich genügend Menschenkenntnis zutraute, stellte ich an die Haustüre mit der Order, wirklich nur Leute hereinzulassen, die aus dem Selectkreis stammten oder sonst keinen Zeughauskopf hatten. Auf jeden Fall waren Swingers,

Leute unter zwanzig Jahren und Zaungäste fernzuhalten.

Meine Absicht, ein Fest zu geben, gab ich nur den Leuten vom Orchester bekannt. Dennoch begann am Samstag schon um 19 Uhr der allgemeine Run auf die Münstergasse. Von etwa 1000 bis 2000 Personen, die im Laufe des Abends erschienen, wurden nur Besucher zugelassen, die uns von früher her bekannt waren, Kunstmaler, Bildhauer, Schauspieler, Musiker und Journalisten. Studenten waren sehr wenige darunter, Doktoren schon mehr. Mit den ersten Gästen, die schon um 18 Uhr eingetroffen waren, hatten wir in aller Eile den Wänden entlang Sitzmöglichkeiten aus alten Brettern und Kisten zusammengesägt und genagelt. Ein bekannter Schauspieler be-

Harro Zeier mit Frau ↓



festigte leere Büchsen als Aschenbecher an die Wände, ein namhafter Künstler malte Schildchen mit der Inschrift «Zigarettenstummel», die dann über den Büchsen befestigt wurden. Ein anderer machte sich mit der Beleuchtung zu schaffen.

Mit dem ersten Stomp, den die «Professor Big's Trester Seven» gaben, war der letzte Hammerschlag getan und auch der letzte Platz besetzt. Das Orchester, das auf der Galerie spielte, bestand aus Trombone, Trompete, Klarinette und Sopransax, Banjo, Gitarre und Tuba.

Jetzt setzte ein Fest ein, wie es — so behaupteten alle Teilnehmer — noch nie gegeben wurde. In einer Stunde stieg die Atmosphäre auf toll. Stomps jagten Hots und Hots Blues. Die Musik stand im Mittelpunkt des Festes. Unten im Ateliersaal bildeten die Tanzenden eine wild brodelnde Masse. Der authentische Urjazz ist rein schöpferische Improvisationsmusik. Als solche hat sie es an sich, die Gefühle in Wallung zu bringen. Sie kann empfindsame Typen in Ekstase treiben, in der man sich, von allem Irdisch-Alltäglichen gelöst, auf den Wellen des Rhythmus in eine herrliche Welt getragen fühlt. Der sensible Künstler ist der Typ, der sich durch das Rhythmuserlebnis am meisten beeindruckt läßt, das konnte man in unserem Keller erleben. Die Musiker hielten, hingerissen von ihren eigenen Tönen, die Augen geschlossen und lenkten mit ihren schweißtriefenden Gesichtern die Tanzenden wie Marionettenspieler ihre Holzfiguren.

Unter den Tanzenden war jede Altersstufe vertreten; neben der achtzehnjährigen Kunstgewerbeschülerin ein sechzigjähriger Maler. Beide gaben, von der Musik hingerissen, den Rhythmus durch Händeklatschen an. Beide freuten sich auf die gleiche kindliche Weise; es sind nur die Jahre, die sie trennten, das Erlebnis war das gleiche.

Wer nicht tanzte, saß auf den Bänken, die längs den Wänden aus Abbruchbrettern und Kistenholz zusammengestellt worden waren. Zwischen 9 und 10 Uhr erreichte die Stimmung den Höhepunkt. Die Paare drehten sich mit ekstatisch verzerrten Gesichtern. Die Figuren wurden immer wilder. Der Stil des Tanzens ist schwer zu beschreiben. Er kam vielleicht dem amerikanischen Jitterbug am nächsten. Im übrigen tanzte jeder, wie es ihm gefiel. Da war zum Beispiel P.G. genannt

«Churchmouse». Eine Spezialität von ihm, die er von Paris her kennt, geht folgendermaßen zu: Partner und Partnerin, die gegeneinander stehen und sich die Hände halten, drehen sich um 180 Grad, ohne die Hände loszulassen, so daß sie Rücken an Rücken stehen. Er geht etwas in die Knie, mit einem Ruck und mit Schwung reißt er seine Partnerin von hinten über sich, so daß sie hoch über seinen Kopf weg fliegt. Während des Fluges werden die Hände nicht losgelassen, der Tanz kann deshalb sofort im Rhythmus weitergehen, sobald die Tänzerin den Boden wieder erreicht hat. Ein etwas älterer Gast zeigte sich als Spezialist im Durchschleifen. Er spreizte die Beine und schleuderte die Partnerin knapp über dem Boden durch. Auf der andern Seite steht diese sofort wieder auf den Beinen, alles in einer Bewegung. Ein weiterer Festteilnehmer pflegte seine Partnerin über den Kopf einmal rund herum zu drehen und sie seitlich wieder abzustellen. Das erfordert, elegant und mit Schwung ausgeführt, fast keine Kraft. Solche Spezialkunststückchen gaben dem Fest noch einen extremeren Rahmen.

Ein Blick in die Schlangengrube

Der Schweiß rann in Strömen über die glühenden Gesichter, die Luft, die diesen Namen kaum mehr verdiente, schien nur noch aus Stickstoff und Schweißdünsten zu bestehen. Die Rauchwolke wurde immer dichter und drückender, Posaune, Trompete und Klarinette jagten Akkord auf Akkord unaufhörlich über die brodelnde Masse. Ich glaubte, von der Brettergalerie aus in eine Schlangengrube zu blicken. Über der ganzen Szene lastete etwas Dämonisches. Als dann die Musik plötzlich abbrach, blickten einige Bärtige enttäuscht und fast vorwurfsvoll auf die vom Kondenswasser der Oberlichter und vom triefenden Schweiß glitschige Bretterdiele.

Die Rast war immer nur kurz. Die Musiker griffen wieder nach ihren Instrumenten. Einer

Photo:

C. A. de Bary
Sommer im Park

gab den Takt an, und schon wieder brandete der Rhythmus an die Wände und fuhr in die Glieder der Tanzenden.

Schon um 20 Uhr hatte sich der erste Foto-reporter, mit Kisten, Stativen und Fotomaterialien aller Art bepackt, bei mir gemeldet und mich gebeten, für eine Reportage fotografieren zu dürfen. Ich gab die Erlaubnis unter der Bedingung, daß ich die Aufnahmen vor ihrer Veröffentlichung zu sehen bekomme. Gegen 21 Uhr erschienen ein zweiter Foto-reporter und drei Journalisten. Ich gestattete auch ihnen zu bleiben. Nun zuckte während eineinhalb Stunden ein Blitz nach dem andern durch den Raum, und grelle Fotolampen machten die Nacht zum Tag.

Stunden verrauschten, man dachte nur noch unzusammenhängend. Alles war schön, herrlich, leicht, das Leben erschien einem unglaublich einfach. Man fühlte sich als Dämon, als Titan.

Gegen zwei Uhr morgens stürmte plötzlich ein Türwächter unter die Tanzenden: «Achtung, Polizei!» Es ging lange, bis sich die Tanzenden und die Musiker aus den Wolken heben ließen.

Durch das Mikrophon gab einer Anweisung, sich ruhig zu verhalten, die Lichter zu löschen und sich möglichst ohne Lärm auf der Galerie zu verstauen. Zwanzig Sekunden später stand das Ateliergebäude ohne Licht mäuschenstill neben den andern großen Gebäuden. Kein Lichtstrahl, kein Ton; ich empfang die Polizei im Korridor. Sie notierte meinen Namen höflich, warf einen Blick in den Raum und verschwand wieder. Die Gefahr war vorüber, die Gäste konnten aufbrechen. In zehn Minuten waren wir allein.

Ich begann gleich mit Aufräumen. Es sah grausig aus. Flaschen, einzelne Handschuhe, Schals, Schuhe, Espadrilles, Lippenstifte, Kämme lagen dutzendweise herum. Alles wurde auf einem Gestell versorgt, damit es die Gäste später wieder abholen konnten. Um den Raum zu lüften und zu wischen, brauchten wir volle zwei Stunden.

Photo:

Paul Senn

Der Maler T.S. im Seeland

Schon gegen 10 Uhr wurden wir wieder durch lautes Klopfen aufgeschreckt. Mit Schlafen war es vorbei. Da kam einer mit seinem Mädchen, das einen Schal und den Lippenstift vergessen hatte. Eine Viertelstunde später fragte einer nach seinem Füllfederhalter, ein anderer kam mit einem verwechselten Mantel. Das Frühstück wurde um 12 Uhr gehalten und das Mittagessen um 18 Uhr eingenommen. Diese Essenszeiten hielten wir bis zum April inne.

Am Samstag hatte ich, als das Fest auf dem Höhepunkt stand, angekündigt, daß dieses am Sonntag wiederholt werde. Der Saal begann sich schon um 18.30 Uhr langsam zu füllen. Es wurde notwendig, die Kontrolle an der Türe zu verstärken, da sich immer wieder Elemente einzuschleichen versuchten, die nicht zu uns gehörten. Jeder, der schon an einem Fest war, wollte am nächsten Abend einen Bekannten mitbringen. Am zweiten Fest waren wir unser zweihundert Personen gewesen. Wenn nun jeder wiederum zwei Personen mitbrachte!

Der «Trester-Club» wird gegründet

Am Sonntag begann der Tanz, bevor die Musiker sich vollständig auf der Empore befanden. Trotz der Türkontrolle kamen schubweise immer wieder Swingers und Zaungäste herein. Einer meiner Freunde schlug deshalb vor, Mitgliederkarten zu drucken und eine Art Club zu gründen, um wirklich unter uns zu bleiben. Niemandem war diese Idee sympathisch, und mir am wenigsten. Jede Organisation ist mir zuwider. Aber es gab keine andere Möglichkeit.

So wurden denn anfangs der folgenden Woche auf einer Handpresse Karten mit dem Aufdruck «Trester-Club» gedruckt, auf denen Raum für die persönliche Unterschrift des Besitzers der Karte frei war. Diese Karten wurden unentgeltlich an Leute abgegeben, die immer dabei und allen bekannt waren. Ein großer Teil wurde an Selectioner verteilt, der Rest bei der Türkontrolle an Freunde, zusammen zweihundert Karten. Mehr Mitglieder wollten wir nicht und gaben dies allseits bekannt. Nichtsdestoweniger hielt der Andrang an. Man versuchte auf allen möglichen Schlichen in den Besitz einer Karte zu gelangen. In Caféhäusern wurde nicht selten für eine Karte hundert Franken geboten. Einige Mit-

glieder ließen sich verlocken. Mir gaben sie dann an, sie hätten die alte Karte verloren und baten um eine neue.

Einige solcher Machenschaften konnten aufgedeckt werden, indem wir bei der Kontrolle die Unterschrift prüften. In diesen Fällen wurden Käufer und Verkäufer der Karte hinausgeworfen. Hin und wieder machten wir eine Razzia im Lokal. Die Musik wurde unterbrochen und durch das Mikrophon bekanntgegeben, daß alle ihre Karten vorzuweisen hätten. Unserer sechs bis zehn nahmen die Kontrolle vor und wiesen alle hinaus, die keine Karten besaßen.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Mitglieder daran, es mir sofort zu melden, wenn ein fremdes Gesicht auftauchte. So wurde ich eines Abends auf einen Gast aufmerksam gemacht, der sich als Freund eines Mitglieds ausgegeben hatte und daraufhin von der Kontrolle hineingelassen worden war. Er sehe aus wie ein « Deckel », wurde mir gemeldet. Ich beobachtete den Fremdling einige Zeit. Er saß auf dem Sägebock neben dem Ofen und gebärdete sich, den Hut tief ins Gesicht gezogen, auffällig unauffällig. In Windeseile ging das Gerücht im Saal herum, auf dem Sägebock sitze ein Späher. Man bestürmte mich, ihn zu entfernen. So trat ich denn zu ihm und erklärte, er müsse hinaus, wenn er keine Karte besitze. « Ich bin eingeladen », meinte er keck.

« Von wem? » war meine Gegenfrage.

« Ich habe mein gutes Recht, hier zu sitzen, ich schaue nur zu. »

« Sind Sie etwa von der Sittenpolizei? » fragte ich darauf offen heraus.

« Jawohl », war die Antwort.

Darauf erklärte ich ihm, daß er sich nicht irgendwo, sondern in meinem Atelier, in meiner Wohnung befinde.

Er wollte sich herausreden, daß es seine Pflicht sei, Nachschau zu halten, ob alles in Ordnung gehe.

« So, so, dann können Sie also abends um 10 Uhr in jede Privatwohnung eindringen und dort Umschau halten? Wenn Sie nicht sofort gehen, werfe ich Sie hinaus. »

Der Mann wandte sich mit hochrotem Kopf unter dem Gelächter der Zuhörer zum Gehen, versicherte mir aber, in ein paar Minuten mit Verstärkung zurückzukommen.

Das war der erste Zusammenstoß mit der Polizei. Diese Runde hatten wir gewonnen. Wir erwarteten nun nach der abgebrannten Sitten-

die Feuer-, die Gesundheits- und die Wirtschaftspolizei.

Aber wir gedachten fest zu bleiben. Wir führten ja nichts Gesetzwidriges im Schilde, wir wollten nur unsere Feste auf unsere Art feiern. Daß diese stimmungsgeladener als die üblichen Bürgerbälle waren, konnte kein Grund sein, sie zu unterdrücken.

Aber allerseits wurde vermutet, es müsse bei unserer Sache etwas nicht sauber sein. Man verstand es nicht, daß man bei uns tanzen konnte, ohne auch nur einen Rappen Eintrittsgeld zu bezahlen. Unzählige Male wurde ich gefragt:

« Wie machen Sie denn das, Sie haben doch das Orchester zu mieten, und das Elektrische ist auch nicht gratis! »

Meine Erklärung, das Orchester spiele zum Vergnügen, die Türkontrolle versehe ihren Posten ehrenamtlich, die Miete sei von mir bezahlt, das Elektrische durch freiwillige Beiträge schon gedeckt und ich wolle an der ganzen Sache keinen Rappen verdienen, wurde mit Kopfschütteln aufgenommen. « Komische Käuze », hieß es, oder « Für nüt isch dr Tod ». Ein Beamter meinte einmal: « Ihne sött mer das Lokal diräkt entzieh, us däm chönnt mer schwer Gäld mache. »

Es galt jetzt der Polizei und der Nachbarschaft alle Angriffsflächen zu entziehen. Das war auch gar nicht so schwer, weil wir ja nichts Unanständiges oder Asoziales vorhatten. Wir hielten uns an folgende Richtlinien: Betrunkene wurden nicht ins Lokal gelassen. Trank einer im Atelier von den mitgenommenen Getränken zuviel und machte sich unangenehm bemerkbar, wurde er hinausgeworfen. Wir verlangten von den Mitgliedern beim Verlassen des Ateliers im Hof, Treppenhaus und im Umkreis von 100 Metern der Münstergasse 3 strikte Ruhe. Liebespaaren wurde das sogenannte Schmusen untersagt. Wurden zwei entdeckt, die sich auf eine etwas zu feurige Weise ihre Liebe erklärten, wurden sie das erstemal durch das Mikrophon öffentlich verwahrt und das zweitemal hinausgeschmissen. Ebenfalls verboten war es, sich im dunkeln Hof oder in den leeren Fabrikräumlichkeiten, die mit zum Abrißobjekt gehörten, aufzuhalten.

Da schon zweimal die Polizei wegen Reklamationen der Nachbarschaft hatte ausrücken müssen, begann ich nun die Feste schon um 19 Uhr und brach punkt 22 Uhr ab. Nach 22 Uhr wurden bis 23.30 Uhr nur noch mit

der Verstärkeranlage Schallplatten gespielt. Wenn das Fest ausnahmsweise eine Verlängerung bis um 2 Uhr erfuhr, hielten wir die Lautstärke so schwach, daß in der Nachbarschaft niemand gestört werden konnte. Um der Feuerpolizei Genüge zu leisten, wurden die leeren Konservenbüchsen, die als Aschenbecher dienten, mit einem Viertel Wasser gefüllt.

Mit den Getränken ging es so zu: Da diese nicht verkauft werden durften, hielten wir es wie auf Bauplätzen: Einer «machte das Bier», das heißt er ging von einem Gast zum andern und fragte, ob man etwas zu trinken wünsche. Er schrieb dann die Bestellung auf, kassierte das Geld gleich ein und gab dem Besteller einen Bon, lautend auf eine Flasche Bier. Dann holte er das Bier kistenweise und teilte es gegen Rückgabe der Bons aus. An diesen Botengängen verdiente niemand einen Rappen, wenn auch der eine oder andere vielleicht einmal ein kleines Trinkgeld erhielt. Genau so wurde es mit dem Wein und andern Getränken gehalten.

Gerüchte

Der «Trester-Club» begann langsam stadtbekannt zu werden. Den Anwohnern der Münsterergasse war es schon lange aufgefallen, daß seit einiger Zeit so komische Leute mit karierten Jacken, eng anschließenden Hosen und Bärten durch die Haustüre der Münsterergasse 3 gingen, von denen jeder etwas in Papier gewickelt unter dem Arm trug. Aus dem Hinterhaus ertönten zudem hie und da wild anmutende Rhythmen. Was ging denn da vor? Mitte Januar begannen die ersten Gerüchte um den «Trester-Club» aufzutauchen. Ich hatte einmal das Vergnügen, selbst Zuhörer eines solchen Gesprächs zu sein. Eine alte Frau erzählte einer andern:

«Sie, das isch ja furchbar, dänket Sie au, da tanzed zwölffjähri Meitli ganz blutt, ja das isch entsetzlich, dänked Sie!»

Ich stellte mich gleich als einer der Zuschauer der geschilderten Orgien vor, worauf sie sehr freundlich wurde und meinte, sie habe es eben halt auch nur gehört. Nach einem einviertelstündigen Gespräch war sie beruhigt. Am nächsten Tag ließ sie uns sogar einen Cakes schicken.

Sehr häufig hieß es auch, der «Trester-Club» bestehe aus lauter Homosexuellen und es spielten sich da Orgien ab, wie man sie sonst nirgends auf der Welt zu sehen bekomme. Es sei

eine Schande, daß die Polizei gegen solche Exzesse nicht einschreite. Als ich einmal die Münsterergasse hinunterging, hielt mich ein etwa vierzigjähriger Mann, der offenbar vom Lande kam, an und fragte mich halblaut: «Sie, wüssed Sie, wo da de Sadische-Club isch?» «Sadische-Club?» «Ja bestimmt», meinte er, «man sage ihm auch ‚Trester-Club‘, und man komme nur durch einen Geheimgang ins Lokal.»

Ich konnte das Lachen nicht verbeißen und ihm nur empfehlen, weiter zu suchen.

Neben solchen Gerüchten war es immer wieder angenehm, zu hören, wenn prominente Gäste unseres Clubs bestätigten, daß sie noch nie ein so ausgelassenes Fest in so anständigem Rahmen wie bei uns gesehen hätten. Andere meinten, es gehe bei uns so anständig zu, daß man eigentlich ruhig Kinder mitnehmen könnte. Uniformierte, in der Münsterergasse patrouillierende Polizisten, die Interesse daran hatten, wie es bei uns drunten aussehe, ließen wir ohne weiteres ins Lokal.

Nach dem Fest blieben gewöhnlich einige meiner Freunde zu einem Plauderstündchen zurück. Wir brauten noch einen Kaffee, und der eine oder andere hatte vielleicht eine Salami mitgebracht. Wünschte jemand Wein, dann mußte er nur im Lokal unter den Bänken und in versteckten Winkeln Nachschau halten. Es kam nämlich häufig vor, daß ein Gast zwei bis drei Flaschen Wein mitbrachte und diese, um sie später bei der Hand zu haben, so gut versteckte, daß er sie nachher vergaß oder nicht mehr fand. Zwei bis drei Flaschen gleichzeitig vor sich zu haben, ging nicht gut an. Es gab natürlich unter den Gästen immer wieder solche, die pleite waren und dann eben für einen Abend lang den Abriß pflegten, das heißt die Trunksame von jenen erwarteten, die solche hatten. Das war nicht so schlimm, da die an diesem Tag Abgerissenen am andern Tag die Abreißer waren. So gab es immer wieder einen Ausgleich. Ähnlich ging es mit den Zigaretten. Selbstverständlich gab es auch solche, die immer auf Abriß machten.

Das Piano

Im «Trester-Club» waren alle Instrumente vertreten, die zur guten New-Orleans-Besetzung gehörten, nur eines fehlte, das Piano. Ich schaute mich nach Occasionen um, doch vergebens. Aber eines Tages war ein obdachloser Maler, der sich in einer der leeren Fabrik-

räumlichkeiten für einige Tage etablieren wollte und sich zu diesem Zwecke, da er kein Bett besaß, in der Heilsarmee-Brockenstube eben für zehn Franken eine Unter-
matratze erstanden hatte, mit der Meldung zurückgekommen, daß dort ein altes Piano eingeliefert worden sei. Er habe es provisorisch zum Preise von 50 Franken reservieren lassen. Nun, nach einer Stunde war das Geld beisammen, und wir standen mit einem zweirädrigen Handwagen, den wir von einem Bauplatz entlehnt hatten, vor der Brockenstube. Dort erwartete uns eine kleine Überraschung. Der Preis des Pianos hatte sich auf sechzig Franken erhöht, weil es inzwischen abgestaubt und einige Meter weit transportiert worden war. Sollten wir ohne Piano den Heimweg antreten? Das kam nicht in Frage. Heute abend war Fest, das Piano mußte einfach mit. Wir traten also den Marsch zum Boß der Brockenstube an. Der Herr Major empfing uns sehr freundlich. Er war ein gütiger Mensch und liebte hitzige Diskussionen nicht. Als er uns auf Ehre und Gewissen gefragt hatte, ob wir wirklich nur fünfzig Franken besäßen und wir das bestätigen konnten, erlaubte er uns, das Piano mitzunehmen.

Das Instrument stellte sich, näher besehen, als Koloß eines Ibacher Klaviers heraus. Es mußte der Nummer nach vor etwa 90 Jahren gebaut worden sein. Hinten hatte es keine Panzerplatte, sondern eine massiv verleimte Holzwand. Diese war an fünf Balken geschraubt. Das Ganze sah von hinten besehen wie ein Glockenstuhl einer kleinen Dorfkirche aus. Der Ton war noch sehr gut. Es klang fast wie ein Cembola oder wie wenn an jedem Filzhämmerchen ein Reißnagel steckte. Das Instrument wog beinahe 300 Kilogramm. Unter lauten «Ho Ruck»-Rufen wurde der Koloß mit Hilfe von Passanten auf den Handkarren geschoben.

Der kleine Wagen drohte jeden Augenblick zusammenzubrechen. Sachte schoben und zogen wir den Karren, wobei wir möglichst alle Straßen mit Bsetzsteinen vermieden. Unglücklicherweise gerieten wir gerade in den Mittagsverkehr. Unterwegs entdeckten wir mit Unbehagen, daß ein Rad ohne Arretierung in der Achse saß. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn das «Trester-Piano» seinen Tod auf dem Straßenpflaster gefunden hätte. An der Sihlbrücke angelangt, mußten wir im Strom des mittäglichen Auto- und Veloverkehrs auf

das Zeichen des Verkehrspolizisten warten. Als der Polizist winkte, stürmten wir mit unserm Vehikel über den Platz. Genau in der Mitte, einen Meter vor der Kanzel des Verkehrsgewaltigen, klappte der Karren zusammen. Hinter uns knirschten die Bremsen eines «Amerikaners». Ein Ausläufer, der fast in uns gefahren wäre, fluchte, der Polizist lachte und einige Zuschauer grölten.

«Wänder es Promenadekonzert gä?» meinte einer vom Trottoir aus. Unter dem Gehuße der Autos wurde als erstes das Piano aufgestellt und an Ort und Stelle geprüft, ob die Schallwand gesprungen sei. Das war zum Glück nicht der Fall. Dann wurden einige Akkorde angeschlagen. Es war alles in Ordnung. Wir zogen und schoben den Koloß an den Randstein des Trottoirs, und einer holte beim Konsumverein in der Nähe einen stärkeren, vierrädrigen Ersatzwagen. Mit diesem brachten wir das «Trester-Klavier» sicher nach Hause. Der Club besaß nun ein Piano.

Die Ausstellung

Die Feste sollten nur einen Teil im Programm des «Trester-Clubs» bilden. Wir wollten es durch klassische Musikvorträge und durch Diskussionsabende bereichern. Zunächst einmal aber organisierten fünf Künstler eine Ausstellung. Diese dauerte vom 1. bis 10. Februar. Die Vernissage begann nachmittags 3 Uhr mit Originaljazz. Nicht alle ausstellenden Künstler hatten das gern. Sie beklagten sich, daß die Geladenen an der Musik mehr Interesse als an den Gemälden und Masken zeigten. Aber die Stimmung wurde so gut, daß einige Einheimische dem Rhythmus nicht mehr widerstehen konnten, und schon drehten sich verschiedene Paare im Tanz. Abends stieg dann unter uns das eigentliche Eröffnungsfest.

Während der Ausstellung konnten wir keine eigentlichen Feste, sondern nur noch kleine Parties geben. Wir hatten anfänglich geglaubt, nun etwas mehr Ruhe zu haben, aber darin wurden wir enttäuscht. Viele Besucher kamen nur, um sich bei dieser Gelegenheit einmal das Lokal anzuschauen, von dem sie so viel gehört hatten.

Tauchte ich irgendwo im Atelier auf, wurden an mich immer wieder die gleichen Fragen gestellt: «Was will denn der Künstler mit diesem Rot oder mit diesem überdimensionierten Bein sagen?» Ich hätte solchen Leuten am liebsten entgegnet, solche Fragen bewiesen,

daß der Künstler ihnen persönlich eben überhaupt nichts zu sagen habe. Den meisten Besuchern war es aber am wichtigsten, zu erfahren, ob ich auch ein solcher «Existenzialist» sei. Kein einziges Bild wurde verkauft.

Wir waren froh, als am Abend des 10. Februar die Ausstellung geschlossen wurde.

Um die gleiche Zeit fragten mich einige bekannte Schauspieler, ob sie in unserm Lokal nicht zwei- bis dreimal wöchentlich ein Mitternachtstheater durchführen könnten. Es hätte ein Einakter zur Aufführung kommen sollen. Dieses Vorhaben scheiterte leider an feuerpolizeilichen Vorschriften.

Warum Manchesterhosen und karierte Hemden

Im Laufe des Monats tauchten bei jedem Fest immer mehr Leute aus allen Landesteilen auf, die extra nach Zürich gekommen waren, um den «Trester-Club» zu besuchen. Solche ließen wir gelegentlich auch ohne Karten herein, wenn sie uns einigermaßen anständig schienen und sich mit einem Billett wirklich als Auswärtige ausweisen konnten.

Einige Luzerner, die in unsern Keller gekommen waren, hatten das Orchester des «Trester-Clubs» eingeladen, im Kunsthaus Luzern ein Wohltätigkeitskonzert zugunsten der Lawinengeschädigten zu geben. So kam der «Trester-Club» zum erstenmal mit der Innerschweiz in Kontakt. Wir wurden zwar von den Besuchern zuerst etwas verdutzt angegafft, obwohl eigentlich Bärtige, enge Hochwasserhosen und Hirtenhemden in diesen Gegenden nichts Außergewöhnliches sein sollten. Aber das Konzert wurde ein großer Erfolg. Nach dem nicht enden wollenden Schlußapplaus wurden wir im Foyer überall geknipst und schließlich zu einer Party mit einer Anzahl Taxis nach auswärts entführt. Dort wurde noch bis gegen Morgen gespielt.

So war der «Trester-Club» in wenigen Wochen weit herum bekannt und berühmt geworden, aber beliebt war er nach wie vor nicht. Die Abneigung des Publikums zeigte sich auf der Straße. Es war köstlich zu beobachten, was für Gesichter die Leute machten, wenn eine Gruppe «Trester-Clübler» am Limmatquai, an der Bahnhofstraße oder am See promenierte. Da diese mit ihren farbigen Kleidern stark von der graubraunen Masse der bürgerlichen Straßenbenützer abstachen, war das

sehr natürlich, vor allem, da einige Neulinge unter uns auf dem Rücken ihrer amerikanischen Windjacken oder Hirtenhemden den «Trester-Club» groß aufgemalt hatten. Man sah dies im Club nicht gerne. Die echten «Trester-Clübler» wollen gar nicht besonders beachtet sein. Aber schließlich sind wir die letzten, um in privaten Dingen Vorschriften zu machen.

In Wirklichkeit ist unsere Art, uns zu kleiden, so etwas wie ein ästhetischer Protest gegen den Drang der heutigen Menschheit, sich zu uniformieren und zu vermassen. Es paßt uns einfach nicht, nur zwischen «Einreihern» und «Zweireihern» zu wählen. Die Manchesterhose wurde weder von den Hamburger Zimmerleuten noch von den Pariser Existenzialisten noch von uns erfunden. Der Manchesterstoff gefällt uns einfach. Er ist billig, gibt warm, man braucht ihn nicht zu bügeln, er ist leicht zu reinigen, und man muß ihn selten flicken. Eng tragen wir diese Hosen, weil es uns so besser gefällt. Am Sechseläutenumzug waren ja auch alle Ein- und Zweireihenträger von den farbigen historischen Kostümen begeistert. Auch damals trug man die Beinkleider eng. Aber die gleichen Leute riefen, wenn sie den Blick vom Umzug auf einen von uns warfen, entsetzt: «Jesses, häsch jitz dä dort gseh, dä hät ja en Egge ab, dä isch sicher vom Burghölzli.»

Besonders beliebt waren bei uns neben den farbigen, großkarierten Hemden und den Manchestervestons die selbstangefertigten Hirtenhemden mit Kapuze geworden. Das Entscheidende ist auch hier das Ästhetische. Die Kapuzen haben nebenbei noch den Vorteil, den Kragen zu ersetzen.

Der charakteristische Haarschnitt der «Trester-Clübler» ist einem achtzehnjährigen Burschen vom Lande zu verdanken, der seinen Dorfbewohnern die Haare geschnitten hatte und, nun in die Stadt gezogen, uns den gleichen Dienst erwies. Er achtete besonders darauf, durch den Schnitt die Kopfform zu betonen. Heute schneiden sich die meisten Clubmitglieder die Haare selbst nach der gleichen Fassung.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Passanten daran, daß im Straßenbild Zürichs hin und wieder einer von den Leuten auftauchte, die sie «Existenzialisten» nannten. Die größte Abneigung für uns empfanden nach wie vor die Swingers. Sie fanden für uns der engen

Hosen wegen den Übernamen «Chüeri». Hin und wieder hörte man über die Straße rufen: «Chüeri, häsch scho Stalldienscht gha», oder «gang doch au hei, Chüeri, go 's Veh mit Treschter go hirte.»

Wovon wir leben

Neben unserer Kleidung beunruhigte die Spießbürger vor allem die Frage, wovon denn die merkwürdigen Gestalten in Manchesterhosen und farbigen karierten Hemden eigentlich lebten. Die Antwort ist sehr einfach. Ein großer Teil von uns sind Kunstmaler. Sie erhalten teilweise vor allem private, aber auch staatliche Stipendien. Das kann pro Mann im Jahr 300 bis 600 Franken ausmachen, die sie größtenteils zur Anschaffung von Farben, Leinwand, Pinsel usw. verwenden. Hie und da verkauft einer ein Bild. Weitere Einnahmequellen stammen aus Dekorationen für Feste.

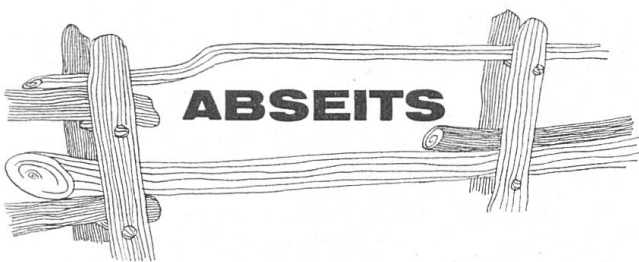
Etwa 10 unserer Mitglieder haben eigenes Vermögen.

50 bis 60 leben teilweise von den Eltern, indem sie zu Hause essen können.

Mitglieder, die erst im Begriffe stehen, Kunstmaler zu werden, und früher einen andern Beruf ausübten oder Studenten waren, leben von der Hand in den Mund, indem sie, wenn sie ihre Verpflichtungen drücken, für ein paar Wochen als Handlanger auf den Bau gehen.

Wieder andere haben sonst irgendein Einkommen. Nachdem sie einige Wochen nichts gearbeitet haben, ziehen sie sich plötzlich wieder bürgerlich an und lassen sich für einige Zeit irgendwo anstellen. So haben wir unter uns zum Beispiel einen Fettreisenden, der, wenn er seiner bürgerlichen Tätigkeit nachgeht, pro Woche 200 bis 300 Franken verdient.

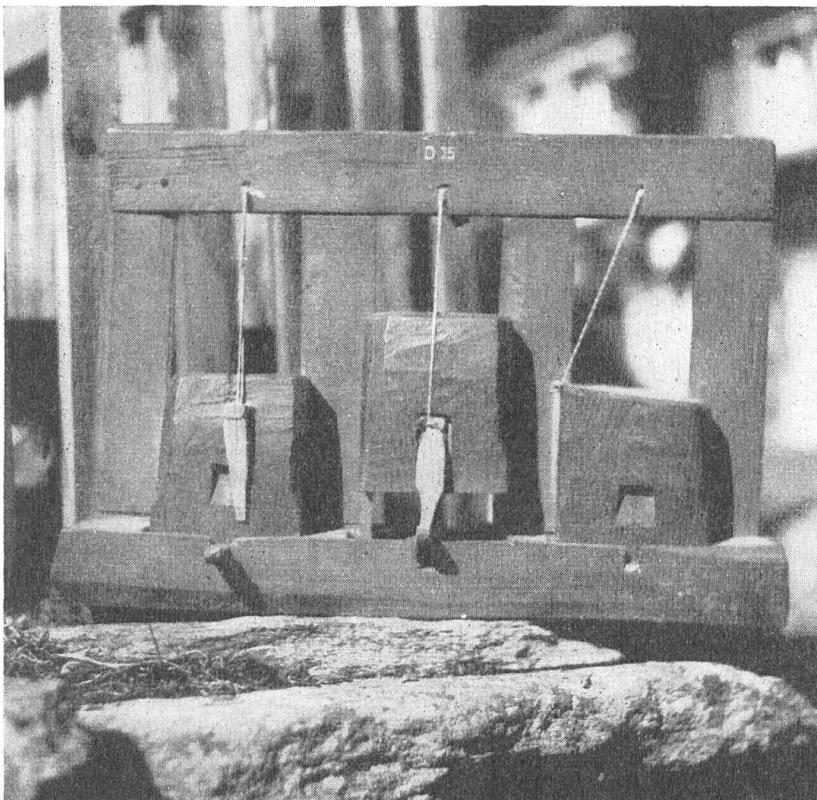
Etwa 40 Mitglieder vom «Trester-Club»



Hinweise auf wenig beachtete bauliche Einzelheiten.

Von Architekt A. Baeschlin, Schaffhausen

DER LANDSTRASSE



Der Zufall spielt dem Hausforscher bisweilen interessante Haushaltgegenstände in die Hand, wie diese hölzerne, vom Bauern selbst gezimmerte Mäusefalle aus Bosco-Gurin.

leben von Musikergagen. Einige von ihnen haben ihr Diplom am Konservatorium erworben und geben Stunden. Der größere Teil, der den authentischen Jazz spielt, wirkt in Orchestern bei Festen, Jahresversammlungen von Verbänden usw. mit.

Die «Trester-Clübler» sind alles andere als ein «soziales Problem».

Wir vergrößern uns

Anfangs März meldete sich bei mir ein obdachloser Maler. Ich verfügte über keinen Platz und auch über keine leeren Betten. Aber vis-à-vis im Hof stand ja noch die Posamenteriefabrik, zu der mein Atelier als Webesaal gehört hatte, vollständig leer. Das nächstliegende war also, daß der Obdachlose noch am selben Abend mit Sack und Pack in einen kleineren Raum dieser Fabrik einzog. Von meinem Atelier aus wurde notdürftig das Elektrische hinübergezogen. Einige Freunde weißelten am nächsten Tag den besagten Raum, ein anderer malte Dekorationen, und am folgenden Abend wohnte mein Kollege schon in einem heimeligen Zimmer mit Radio, Grammo und improvisierter Küche. Natürlich veranstaltete er ein Einweihungsfest. Bei diesem Anlaß besichtigten die Gäste die leeren Fabrikräumlichkeiten, und manchen davon kamen diese leeren Fabrikräume gelegen. Innert einer Woche war der hinterste Raum mit improvisierten Holzwänden unterteilt und besetzt.

Es war interessant, wie sich hier zwischen den zwölf Bewohnern mit den verschiedensten Gewohnheiten ein Gemeinschaftsleben entwickelte, das doch wieder jedem einzelnen seine eigene Atmosphäre ließ, so daß es zu keinen Streitigkeiten kam.

Da wir den Strom vom Webesaal her nur von einer einzelnen Quelle bezogen, konnten höchstens zwei Kochplatten eingeschaltet werden. Aber auch das gab keine Schwierigkeiten, da die einen ausgesprochene Frühaufsteher waren, um 7 Uhr frühstückten und bereits das Mittagsgeschirr abwuschen, wenn ein Schlaftrunkener, der erst aufgestanden war, die Pfanne mit Wasser für seinen Frühstückskaffee anfüllte. Irgendeiner hatte immer Geld und borgte den andern, die keines besaßen. Aus diesen Fabrikbewohnern rekrutierten wir die besten Helfer für unsere Feste. Sie bewährten sich als eiserne Türkontrolleure und Aufräumer.

Da die Anfeindungen von außen ständig zu-

nahmen, wurde sicherheitshalber in der Fabrik eine Alarmglocke angebracht. Ein leiser Druck auf die Klingel brachte alle auf die Beine.

Anfangs März räumte ich mit Kollegen den Keller der nun bewohnten Fabrik vollständig aus. Nach zwei Tagen Arbeit hatten wir ein neues Lokal. Vom Hof aus ging es über etwa dreißig Stufen unter einem Vordach und einem romantischen Rundbogen hinunter in einen düstern Kellerraum, der auch bei guter Beleuchtung düster schien, weil die Wände von Ruß und Staub geschwärzt waren. Er maß etwa zehn Meter in der Länge, etwa acht Meter in der Breite, eine größere Nische, in der ein großer Tisch mit Bänken Platz hatte, nicht eingerechnet. Der Keller war etwa fünf Meter hoch und wurde nach oben durch wunderbar patiniertes, geschwärztes Gebälk abgegrenzt. Vier Eichensäulen teilten den Raum der Länge nach in zwei Hälften. In die Wände eingelassen waren einzelne Nischen, in denen sich früher Wandbilder oder Fresken befunden haben mußten. Wie mir ein Nachbar erklärte, gehörte dieser Keller ehemals zur Propstei des Großmünsters und war zuerst als Kapelle, später dann als Lagerkeller derselben Propstei benutzt worden. Der Raum hatte immer noch etwas Sakrales, Geheimnisvolles an sich. Wir verstärkten diese Stimmung, indem wir Totenschädel und alte Waffen in die Nischen legten und den Raum nur mit Petrollicht erhellten. In der Mitte wurde ein Strick um den Balken geworfen und zu einer Galgenschlinge gedreht. Damit der Lärm nicht in den Hof des «Dézaley» dringen konnte, wurden alle Fensterchen, die hoch oben fast an der Gebälkdecke ein spärliches Tageslicht in den Keller warfen, verschalt und mit Schutt zugedeckt.

Das erste Fest, das wir in beiden Kellern mit zwei Orchestern gaben, setzten wir auf den kommenden Samstag an. Gute New-Orleans-Orchester sind derart selten, daß wir uns an die «Quick-Band» in Winterthur wenden mußten. Die Leute sagten sofort zu und schickten als Visitenkärtchen ein Faß Bier.

Der neue Keller sollte aber nur den engsten Stammgästen zugänglich sein. Das war aber eine heikle Sache, denn wer im alten Keller Zutritt hatte, verlangte natürlich unbedingt auch beim neuen zugelassen zu werden. Es gab langwierige Diskussionen, und schließlich entwickelte sich ein reger Passantenverkehr zwischen den beiden Räumen. Einmal war dieser

Keller übervoll, dann wieder der andere. Die Ansammlung vieler Leute im Hof forderte den Zorn der Nachbarschaft heraus. Um 11 Uhr sahen wir uns gezwungen, den neuen Keller zu schließen, einen Teil der Gäste fortzuschicken und das Fest auf das alte Atelier zu beschränken. Nun spielten eben beide Orchester auf der Empore nebeneinander, insgesamt 16 Mann.

Der neue Keller aber mußte völlig aufgegeben werden.

Schwarze Gäste

Mitte April kam das bekannte amerikanische Negerorchester Bill Coleman in Zürich an. Irgendwie hatten sie von unserm Club erfah-

Höhepunkte des Lebens



Wenn Sie den Hausschlüssel Ihres Nachbarn, den er Ihnen anvertraut hat und den er von Ihnen nach seiner Heimkehr aus den Ferien eines späten Abends zurückverlangt, so gut verwahrt haben, daß Sie ihn trotz eifrigen Suchens nicht mehr finden können.

ren. Eines Nachts, Mitternacht war vorbei, klopfte es. Draußen stand Bill Coleman mit einigen seiner Leute. Sie waren der Meinung, wir hätten so etwas wie einen Night Club und wollten uns besuchen. Ich klärte sie über die wirklichen Verhältnisse auf. Instrumente hatten sie keine bei sich; das hinderte uns aber nicht, wenigstens einige Platten vorzuführen, darunter auch « Oh did'nt he ramble », worauf Bill Coleman und Wallace Bishop einander verdutzt ansahen, sich die Hände gaben und den Chorus mitsangen. Es stellte sich heraus, daß die beiden die Plattenaufnahme selbst gemacht hatten und nun im « Trester-Club » zum erstenmal hörten. « Oh did'nt he ramble » ist eine vertonte Negerbeerdigung. Von diesem Abend an hatten wir, solange ihr Engagement in Zürich dauerte, jeden Abend neue Mitglieder des Orchesters als Gäste. Vor und nach Bill Coleman waren bei uns Musiker aus allen möglichen Ländern auf Besuch, unter andern auch der bekannte Negerklarinettist und Saxophonist Glenn Park. Dieser spielte einmal in unserm Lokal Klarinette, ein anderer Neger war am Schlagzeug, während wir die andern Instrumente bedienten. Übrigens gehörten zwölf Neger zum « Trester-Club ».

Eines Abends hieß es, der halbe Box-Club Zürich wolle den « Trester-Club » stürmen. Ich glaubte keinen Augenblick daran, weil ich die Haltung dieses Clubs für zu sportlich hielt. Aber vielleicht hatten die Swingers etwas vor, obschon ich auch diese nicht für so toll hielt, sich in die Höhle des Löwen zu wagen. Immerhin bereiteten wir uns auf alle Fälle vor. Mit einer ersten Gruppe von Mitgliedern, etwa zwanzig Leuten, wurde die Türkontrolle verstärkt, die zweite Gruppe, unter der sich bekannte Boxer, Ring- und Jiu-Jitsu-Kämpfer befanden, sollte ruhig weiter tanzen und nur beim Angriff der ersten Gruppe zu Hilfe eilen. Die Enttäuschung war direkt groß, als keine Feinde erschienen.

Was wir sind

Es sind viele Artikel in der Tagespresse, in den Wochenzeitungen und Illustrierten über uns erschienen. Zum Teil waren sie ablehnend, zum Teil wohlwollend, aber doch von oben herab geschrieben. Die Worte « Jugendsünden » und « Flegeljahre » kamen oft darin vor. Auch in einer großen Reportage einer Illustrierten war auf den Schluß hin von Flegeljahren die Rede.

Das Bildmaterial zeigte allerdings interessanterweise dann zur Hauptsache ältere bärtige Leute, offenbar steckten auch diese noch in den Flegeljahren.

Vor allem wird für uns in der Presse wie im Publikum immer und überall das Wort « Existenzialisten » verwendet. Sehr häufig betrachtete man uns als eine Art Epigonen der Existenzialisten in Paris, die, weil sie dort im Absterben seien, nun in Zürich gedeihen würden. Zuerst protestierten wir, aber schließlich ist es uns einerlei, ob man uns als « Existenzialisten » oder als irgend etwas anderes bezeichnet. Schief angesehen werden wir ja auf alle Fälle. Mit dem Existenzialismus von Sartre haben wir aber wenig zu tun. Dieser interessiert nur einen kleinen Teil von uns, wenn auch philosophische Fragen bei uns oft diskutiert werden. Komischerweise wurden wir auch etwa als Kommunisten bezeichnet, obschon doch dem Einfältigsten klar sein sollte, daß ein extremer Individualismus, wie der unsere, in einem totalitären Staat auf alle Fälle unmöglich wäre. Leute wie wir gab es zu allen Zeiten. Früher, als noch eine geschlossene bürgerliche Gesellschaft bestand, wurden wohl ähnliche Leute wie wir mit dem Namen Bohème bezeichnet. Heute, wo jene Gesellschaftsformen nur noch rudimentär vorhanden und verspießbürgerlicht sind, würde dieser Name die Sache nicht mehr treffen.

Leute wie wir sind Außenseiter am Rande der Gesellschaft. Die Kleidung und die Parolen wechseln, das bleibend Gemeinsame ist, daß ihr Leben weniger vom Materiellen abhängt als das der andern Bürger. Wir sind bald Schlemmer und bald Hungerleider. Aber ob wir prassen oder Hunger leiden, wir wissen in beiden Fällen mit Humor zu leben. Unsere Stimmung hängt nicht von unserm Einkommen ab. Es gibt unter uns viele Künstler, vor allem aber sind alle Lebenskünstler. Wir sind keine Bettler und keine Tagediebe. Wir glauben, daß unsere Leistungen der Gesellschaft gegenüber unsere Bezüge bei weitem übersteigen. Wir sind ein lebendiges Mahnzeichen, über aller Organisation das Leben nicht zu vergessen. Was würden alle sozialen Reformen schließlich nützen, wenn es keine Menschen mehr gäbe, die zu leben verstehen?

Am 17. Mai mußten wir unser Lokal räumen. Das Gebäude wurde abgebrochen. Wir haben zurzeit kein Domizil, aber man wird bald wieder von uns hören.